

Was hat dich über die Jahre hinweg innerlich getragen und motiviert, dich für Empowerment, Bildung und die Sichtbarkeit Schwarzer Perspektiven in Deutschland zu engagieren?

Eine der wichtigsten Quellen meiner Motivation war und ist die Auseinandersetzung mit meiner eigenen Geschichte. Das mag zunächst etwas abstrakt klingen, aber in dem Moment, als ich begann zu verstehen, woher ich komme, wer die Menschen waren, die vor mir gelebt haben, und wer gekämpft und oftmals sogar ihr Leben gegeben hat, damit ich heute so leben kann, wie ich lebe, hatte ich das Gefühl, keine andere Wahl zu haben. Ich wollte mein Bestes geben, jeden einzelnen Tag, und sehen, was dadurch möglich wird. Schon in jungen Jahren habe ich außerdem gelernt, dass Bildung der Schlüssel zur persönlichen Entwicklung ist. Meine Mutter, eine indigene Frau aus Guyana, hat uns diesen Wert mit auf den Weg gegeben. Mein Vater, der afro-guyanischer Herkunft war, vermittelte mir die Bedeutung des Lesens und zeigte mir durch sein eigenes Leben, dass es etwas Größeres gibt, als sich nur um die eigenen Angelegenheiten zu kümmern. Für ihn ging es darum, Wege zu finden, eine Gemeinschaft zu stärken, eine Stadt voranzubringen, einen Beitrag für ein Land zu leisten und letztlich die Welt zu einem besseren Ort zu machen.

Ein weiterer Grund, warum ich mich für die Sichtbarkeit Schwarzer Perspektiven in Deutschland engagiere, ist, dass Deutschland meine Wahl-Heimat ist. Deutschland hat eine lange Schwarze Geschichte, und Menschen afrikanischer Herkunft - Afrodeutsche, Afrikaner*innen und Angehörige der afrikanischen Diaspora - müssen auf allen Ebenen und in allen gesellschaftlichen Bereichen an den gemeinsamen Gestaltungsprozessen dieses Landes beteiligt sein und ihre Stimme einbringen können. Wir haben viel zu bieten und können viel zum Gemeinwohl dieses Landes beitragen. Vielfältige Schwarze Perspektiven sind keine Herausforderung für Deutschland, sie sind eine Chance, dieses Land gemeinsam positiv weiterzuentwickeln.

Die Theodor-Wonja-Michael-Bibliothek galt als besonderer Bildungs- und Begegnungsort: Welche Idee stand am Anfang dieses Projekts, und was wolltest du damit im Alltag der Menschen konkret ermöglichen?

Ja, sie ist tatsächlich ein besonderer Ort. Als erste Bibliothek dieser Art in Nordrhein-Westfalen nimmt sie eine einzigartige Stellung ein. Sicherlich gab es schon zuvor in Organisationen oder Privathaushalten umfangreiche Sammlungen afrikanischer Literatur. Doch niemand hatte sie als Schwarze Bibliothek etabliert. Unsere Bibliothek ist die erste in Köln, die von Menschen der afrikanischen Diaspora gegründet und aufgebaut wurde. Unsere wichtigste Vision war es, einen Ort für Menschen der afrikanischen Diaspora zu schaffen – einen Ort, an dem wir zusammenkommen, unsere Geschichte kennenlernen, mehr über uns selbst erfahren, uns gegenseitig stärken und mit Würde, Selbstbewusstsein und einem klaren Verständnis unserer Identität leben können. In vielerlei Hinsicht war die Bibliothek eine Antwort auf die Verzerrungen, Auslassungen und eurozentrischen

Narrative, die unser Bildungssystem bis heute prägen und tief in gesellschaftlichen und institutionellen Strukturen verankert sind. Wir wollten bei uns selbst beginnen.

Ein zweites Ziel bestand darin, auch in der deutschen Mehrheitsgesellschaft ein stärkeres

Bewusstsein zu schaffen. Die nigerianische Autorin Chimamanda Ngozi Adichie spricht von der Gefahr einer einzigen Geschichte (*the danger of a single story*). Sobald Menschen die Vielfalt, die historischen Fakten und den Reichtum afrikanischer, Schwarzer und afrodiasporischer Geschichten kennenlernen, eröffnet sich die Möglichkeit, ihre Perspektiven zu verändern. Genau dieser Perspektivwechsel ist entscheidend, denn er bildet die Grundlage dafür, Rassismus abzubauen und ein respektvolles Miteinander auf Augenhöhe zu ermöglichen. Letztlich ging es uns darum, dass wir alle - sowohl wir selbst als auch die Gesellschaft insgesamt - lernen, verlernen und damit einen Prozess der Dekolonisierung in Gang setzen.

Wenn du an deinen Alltag und dein Ankommen in Nordrhein-Westfalen bzw. Köln denkst: Welche Erfahrungen haben dein Gefühl von Zugehörigkeit besonders geprägt – positiv wie herausfordernd?

Ich lebe sehr gerne in Köln. Das ist mir allerdings erst im vergangenen Jahr, in meinem zehnten Jahr als Kölnerin, so richtig bewusst geworden. Ich glaube, inzwischen verstehe ich, was es bedeutet, ein „Kölsches Mädchen“ zu sein - auch wenn ich selbst keinen Karneval feiere.

Mein Zugehörigkeitsgefühl speist sich vor allem daraus, dass ich hier so viele bedeutende Projekte verwirklichen konnte. Gemeinsam mit anderen habe ich die Sonnenblumen Community Development Group e.V. mitgegründet - eine afrodiasporische Selbstorganisation, die zum Ausgangspunkt zahlreicher weiterer Initiativen wurde. Dazu gehören unter anderem die Initiative **N-Wort Stoppen**, der **PROUD Black-Owned Pop- Up Market and Event (PROUD e.V.)**, die **Theodor-Wonja-Michael-Bibliothek** - die erste Schwarze Bibliothek in Nordrhein-Westfalen mit inzwischen mehr als 7.000 Büchern aus und über Afrika sowie seine Diaspora - sowie die **Black Sisterhood NRW**, die ich gemeinsam mit Melanie Nkounkolo als Plattform für Schwarze Schwestern* in Nordrhein- Westfalen gegründet habe.

Dabei geht es nicht nur darum, Projekte umzusetzen. Es geht darum, in einer Stadt zu leben, in der solche Projekte überhaupt möglich sind. Köln vermittelt mir das Gefühl, dass Menschen eingeladen sind, sich einzubringen, ihre Stadt mitzugestalten und gemeinsam daran zu arbeiten, sie für alle lebenswerter zu machen.

Gleichzeitig liegt noch ein weiter Weg vor uns, wenn es um den Abbau von Rassismus und Diskriminierung geht -sowohl auf institutioneller als auch auf individueller Ebene. Als Schwarze indigene Migrantin und Mutter eines autistischen Sohnes mit hohem Unterstützungsbedarf, der zu den verletzlichsten Mitgliedern unserer Gesellschaft gehört, wünsche ich mir den Tag, an dem ich nicht mehr ständig für unsere Rechte und für unsere bloße Menschlichkeit kämpfen muss.

Wir haben noch viel darüber zu lernen, was Inklusion tatsächlich bedeutet, was Vielfalt wirklich erfordert und dass Belonging manchmal auch unbequeme Entscheidungen verlangt. Dieser Weg ist nicht immer einfach oder angenehm. Aber ich bin überzeugt: Wenn wir alle bereit sind, diese Verantwortung gemeinsam zu tragen, können und werden wir unsere Gesellschaft positiv verändern.

Wie hast du deine Mitarbeit im Expert*innengremium „(Post)koloniales Erbe Kölns“ der Stadt Köln – insbesondere im Hinblick darauf, wie Wissen, Perspektiven und Geschichte dort verhandelt und sichtbar gemacht wurden – erlebt?

Die zwei Jahre im Expert*innengremium der Stadt Köln zum Thema „(Post-)Koloniales Erbe“ sind erstaunlich schnell vergangen. Es war eine sehr bereichernde Erfahrung, vor allem aufgrund der Vielfalt der Perspektiven innerhalb des Gremiums. Dort kamen Wissenschaft, Aktivismus und zivilgesellschaftliches Engagement zusammen. Acht Mitglieder waren Menschen afrikanischer Herkunft, drei waren nicht Schwarz.

Relativ schnell wurde deutlich, dass die Herangehensweisen unterschiedlich waren. Einige waren bereit, Kompromisse zu suchen und gemeinsam Lösungen zu entwickeln, während andere eher nach dem Prinzip „Alles oder nichts“ argumentierten.

Ich selbst habe immer geglaubt, dass gesellschaftlicher Fortschritt meist schrittweise erfolgt. Wir können Empfehlungen aussprechen und Veränderungen einfordern, aber werden wir sofort hundert Prozent dessen erreichen, was wir uns wünschen? Wahrscheinlich nicht. Bin ich bereit, zunächst siebzig oder achtzig Prozent zu erreichen, wenn uns das insgesamt voranbringt? Auf jeden Fall.

Für mich ist das bereits ein Erfolg. Jeder erreichte Schritt ebnet den Weg für die nächste Generation und sorgt dafür, dass sie nicht wieder bei null anfangen muss. So verstehe ich Aktivismus und Organizing.

Am Ende haben wir unseren umfangreichen Empfehlungskatalog an Oberbürgermeisterin Henriette Reker übergeben. Nun liegt es an der Stadt Köln, diesen Prozess fortzuführen und sich ernsthaft mit ihrer kolonialen Vergangenheit auseinanderzusetzen.

Welche Bedeutung hat für dich Sichtbarkeit in öffentlichen Räumen und Medien – und was sollte dabei aus deiner Sicht unbedingt durch persönliche Stimmen ergänzt werden?

Sichtbarkeit im öffentlichen Raum und in den Medien bedeutet für mich, dass die Stimmen der Menschen, die lange marginalisiert, übersehen oder zum Schweigen gebracht wurden, endlich gehört werden. Erst dann können ihre Lebensrealitäten, ihre Bedürfnisse und ihre Beiträge zur Gesellschaft wirklich wahrgenommen werden.

Ganz praktisch gilt: Eine Gesellschaft kann niemanden einbeziehen, dessen Existenz sie nicht anerkennt. Deshalb müssen wir Raum einnehmen und unsere Stimmen in allen Bereichen dieser Gesellschaft hörbar machen. Gleichzeitig habe ich die Erfahrung gemacht, dass Menschen in verantwortungsvollen Positionen durchaus bereit sind, Veränderungen anzustoßen, wenn sie unsere Lebensrealitäten und Bedürfnisse kennen.

Weil unsere Erfahrungen so unterschiedlich sind, muss auch Repräsentation vielfältig sein. Eine Schwarze Migrantin und eine Schwarze Frau, die in Deutschland geboren und aufgewachsen ist, teilen zwar Erfahrungen mit Rassismus, ihre Lebensrealitäten unterscheiden sich jedoch oftmals – etwa durch Sprache, Migrationserfahrungen, soziale Herkunft oder ihren rechtlichen Status. Deshalb brauchen wir eine Vielfalt persönlicher Stimmen.

Heute wird viel über Intersektionalität gesprochen. Ich frage mich jedoch manchmal, ob wir wirklich verstehen, was sie bedeutet. Genau wie Vielfalt, Inklusion und Zugehörigkeit ist Intersektionalität nicht nur ein theoretisches Konzept, sondern vor allem ein Handlungsauftrag. Sie fordert uns dazu auf, besonders denjenigen zuzuhören, die am verletzlichsten sind. Es geht eben nicht nur darum, Schwarz oder eine Frau zu sein, sondern darum anzuerkennen, dass sich unterschiedliche Identitäten und Diskriminierungserfahrungen überschneiden – und entsprechend verantwortungsvoll zu handeln.